



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2019

Schon antike Philosophen haben vor Populisten gewarnt

Riedweg, Christoph

Abstract: Populisten: Schon Platon hat vor ihnen gewarnt – und gewusst, was Demokratien am meisten bedroht. Wer über Demokratie nachdenkt, tut gut daran, antike Philosophen zu lesen. Sie helfen heute eher weiter als die verunsicherte Politikwissenschaft.

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-178798>

Newspaper Article

Published Version

Originally published at:

Riedweg, Christoph. Schon antike Philosophen haben vor Populisten gewarnt. In: NZZ, 29 August 2019, 37.

Schon antike Philosophen haben vor Populisten gewarnt

Wer über Demokratie nachdenkt, tut gut daran, die alten Griechen und Römer zu lesen. Sie helfen heute weiter als die Politikwissenschaft

CHRISTOPH RIEDWEG

Wie ungebrochen aktuell die Antike in der heutigen, weltweit höchst angespannten politischen Situation ist, vermag schon ein flüchtiger Blick in die Spalten massgeblicher Zeitungen zu illustrieren. Es wimmelt dort seit einigen Jahren regelrecht von Begriffen antiker Provenienz. Dass Demagogie – die «Volksführung», die nur allzu leicht in Verführung abgeleitet – und Populismus allenthalben wieder fröhliche Urständ feiern, ist ja auch kaum zu übersehen.

Entsprechend zahlreich sind die Wortmeldungen von Intellektuellen, Journalistinnen und Journalisten zu diesem seit der Antike virulenten Thema. Auch viele weitere griechisch-römische Begriffe und Konzepte, darunter nicht zuletzt die Demokratie – in all ihren schon im antiken Griechenland vielfältigen Spielformen –, aber auch Plutokratie und Oligarchie, Autokratie, Despotie und Tyrannis sind aus der modernen politischen Diskussion ebenso wenig wegzudenken wie Republik und Senat, Präsident und Diktator.

Wer sich auf eine vertiefte inhaltliche Auseinandersetzung mit der politischen Philosophie der Griechen und Römer einlässt, stellt bald fest, dass die antike Reflexion ein erstaunliches Reservoir an gesellschaftspolitischen Einsichten, Anregungen und Fallbeispielen bereithält: Es lädt wie von selbst zum Vergleich und zum Nachdenken über die eigene Situation ein.

Unvermindert aktuell sind etwa der Schuldenerlass im spätarchaischen Athen unter Solon, dem auf politisch-sozialen Ausgleich bedachten Reformpolitiker und «Versöhner», oder auch die Überlegungen zum sozialen Zusammenhalt und zur grössten für ein Gemeinwesen gerade noch erträglichen Differenz zwischen den Reichsten und den Ärmsten. Überzeugt davon, dass extreme Reichtum mit überragender Sittlichkeit im Grunde unvereinbar ist, dekretiert Platon für die in den «Gesetzen» entworfene kretische Kolonie bezüglich Landbesitz absolute Egalität.

Jeder Bürger soll ein einziges, unveräusserliches Landlos zugeteilt bekommen, und im Hinblick auf das übrige Vermögen wird der Faktor 4 als Obergrenze bestimmt – nur so lasse sich eine Spaltung im Innern, die gleichermassen von schlimmer Armut wie auch von Reichtum erzeugt werde, verhindern. Mit guten Gründen merkt Aristoteles dazu an, dass schon Solon auf eine gewisse Ausgewogenheit in den Besitzverhältnissen hinzuwirken versucht habe.

Platons Freund Archytas von Tarent wiederum preist in einem suggestiven Fragment geradezu hymnisch die richtige, auf harmonische Gleichheit zielende «Proportion» zwischen den verschiedenen Gesellschaftsschichten. Wenn man diese herausgefunden habe, sei sie imstande, «Aufruhr zu beenden und Eintracht zu mehren»: «Denn Mehrhaben-Wollen (*pleonexia*) gibt es nicht, sobald diese realisiert ist und Gleichheit herrscht – durch sie nämlich finden wir einen Ausgleich im Austausch untereinander. Um ihrerwillen empfangen die Armen von den Vermögenden und geben die Reichen den Bedürftigen, wobei beide darauf vertrauen, dass sie durch diese das Gleiche haben werden.»

Gleichheit – nur unter Gleichen

Worin eine solche proportionale Gleichheit wohl bestand, lässt Aristoteles erkennen, wenn er die Tarentiner dafür lobt, dass sie ihre Besitztümer den Armen zur gemeinsamen Nutzung überliessen und mit dieser Massnahme «die Menge wohlgesonnen» machten.

In einer Zeit wie der heutigen, in der die Demokratien selbst in ihren historischen Kernländern von innen heraus gefährdet scheinen, ist nicht zuletzt Platons idealtypische Analyse der



Die Sehnsucht nach Politikern, die mit dem Volk verschmelzen, ist für Platon die Folge eines ausufernden Individualismus.

CARLO ALLEGRI / REUTERS

Ursachen, die zu Instabilität und Verfall bestehender politischer Ordnungen führen, von mitunter beklemmender Aktualität. Während der Sokrattesschüler für den Übergang von der Oligarchie zur Demokratie zügellose Gier nach Reichtum und «schamloses Wirtschaften», welches zahlreiche Bürger in den Ruin führe, als wichtigste Triebkräfte benennt und damit eine Kapitalismuskritik avant la lettre vorlegt, trägt die Demokratie laut Platon mit einer übersteigerten Vorstellung von «égalité», die «gleichermassen Gleichen wie Ungleichen eine Art Gleichheit» zuteile, den Keim für den Umsturz in eine Tyrannis in sich.

Platon zeichnet für die Demokratie seiner Zeit das Bild eines extremen Individualismus, der allein lustgesteuert ist und sich um jede Art von Recht und Gesetz regelrecht fouiert. An die Stelle von Scham und Mässigung treten zunehmend Frevelmüt und Ausschweifung, «liberté» wird mit Anarchie verwechselt, Verschwendung mit Pracht, Tapferkeit mit Unverschämtheit. Und lassen schlechte politische «Vorsteher» das Verlangen nach Freiheit über das gebotene Mass hinauswachsen, so produziert dies, wie wir heute sagen würden, Wutbürger, welche die vernünftige Elite als «verruht und oligarchisch» beschimpfen und lediglich Politiker mögen, die sich symbiotisch mit ihnen verschmelzen.

Nicht nur im Staat gerät in der Folge laut Platon die Ordnung gänzlich aus den Fugen, sondern ebenso in Gesellschaft und Familie, wo unter Verkehrung der Verhältnisse die Eltern vor den Kindern und die Lehrer vor den Schülern Angst haben, wo die Senioren nach Art der Jungen hermalbern – um ja nicht «unangenehm und herrisch» zu erscheinen – und wo die Unterschiede nicht nur zwischen Herren und Sklaven, sondern genauso zwischen den Geschlechtern verschwimmen. Ein vergleichbares Unbehagen liegt der heute von der Neuen Rechten bewirtschafteten Polemik gegen Political Correct-

ness, LGBT-Anliegen und Genderismus zugrunde, die in den letzten Jahren im öffentlichen Raum zunehmend dominant geworden sind.

Eine solcherart übertriebene Freiheit, die jedes Gesetz als unzulässige Beschneidung empfindet, löst gemäss Platon den Umschlag in eine ebenso übermässige Sklaverei aus. Die sozialen Dynamiken, die Platon dabei am Werk sieht, können hier nicht im Einzelnen nachgezeichnet werden. Eine zentrale Rolle spielen jedenfalls schlaue Populisten, die «den Vermögenden den Besitz wegnehmen, dem Volk verteilen und

Den fein nuancierten gesellschaftspolitischen Beobachtungen von Platon und Aristoteles liegt ein ausgesprochen skeptisches Menschenbild zugrunde.

selbst den grössten Teil davon für sich behalten». Und da das Volk die Tendenz hat, immer einen einzelnen Anführer besonders zu hegen und gross zu machen, gehe dann aus dem skrupellosen Demagogen, der sich der Menge durch das Versprechen von Schuldenerlass und Neuverteilung des Landes als «Helfer des Volkes» andient, der Tyrann hervor.

Zu den bemerkenswerten Parallelen zwischen Platons Narrativ und dem Anschauungsmaterial, das moderne «illiberale Demokratien» in Europa, Asien und Übersee zurzeit kontinuierlich liefern, gehört nicht nur die Tendenz, dass Autokraten sich direkt auf das Volk abstützen und dessen Zustimmung mit überzogenen Versprechen zu sichern suchen, sondern ebenso die epidemische Selbstbereicherung und das regel-

mässige Anzetteln von Kriegen, «damit das Volk eines Führers bedarf».

Was die politische Philosophie der Antike von der modernen Politikwissenschaft deutlich unterscheidet – und sie in einer Phase tiefgreifender Verunsicherung möglicherweise wieder neu attraktiv erscheinen lässt –, ist weniger das weitgehende Fehlen quantitativ empirischer Methoden als vielmehr die konsequente ethisch-anthropologische Fundierung.

Zumal den fein nuancierten gesellschaftspolitischen Beobachtungen der beiden Protagonisten Platon und Aristoteles liegt ein ausgesprochen skeptisches Menschenbild zugrunde. Im Unterschied zu dem kaum je realisierbaren, als geistiger Orientierungspunkt aber gleichwohl hilfreichen Idealstaat, in dem der fachkundige Philosoph gleichsam als «beseeltes Gesetz» fungiert, gilt Platon in unserer konkreten Lebenswelt die rigorose Befolgung der Gesetze deswegen als ganz unabdingbar, weil der Mensch sich andernfalls «in nichts von den allerwildesten Tieren unterscheidet». Denn, so Platon weiter im Buch 9 der «Gesetze», «die Natur keines einzigen Menschen ist so beschaffen, dass sie imstande wäre, das, was den Menschen für das politische Zusammenleben nützt, sowohl zu erkennen wie auch, wenn sie es erkannt hat, das Beste stets tun zu können und auch zu wollen».

Bereits die Erkenntnis, dass für eine «echte politische Wissenschaft» die Gemeinschaft und nicht das Individuum im Zentrum steht und diese Rangordnung letztlich dem Vorteil beider dient, sei nicht leicht zu gewinnen. Und selbst falls einer zu dieser Einsicht zu gelangen vermöge, werde er, wenn er ohne jede Rechenschaftspflicht – wir könnten aktualisierend sagen: ohne «checks and balances» – als Autokrat über die Stadt herrsche, niemals dazu imstande sein, sein ganzes Leben lang dieser Überzeugung treu zu bleiben und das Gemeinwohl konsequent über das Privatwohl zu stellen. «Sondern zum Mehr-

haben-Wollen und zum Verfolgen von Eigeninteressen wird die menschliche Natur ihn fortwährend treiben, sie, die wider die Vernunft den Schmerz meidet und der Lust nachjagt und beides dem, was gerechter und besser ist, voranstellt. Und sie erzeugt Dunkelheit in sich selbst und wird schliesslich sowohl sich selbst wie die gesamte Stadt mit jeglichem Unheil erfüllen.»

Lüste und Begierden zähmen

Diese Unersättlichkeit, das Immermehrhaben-Wollen (*pleonexia*), welches Kallikles im Dialog «Gorgias» als Naturrecht des Stärkeren positiv für sich in Anspruch nimmt, stellt für Platon das moralische Grundübel schlechthin dar, im politischen ebenso wie im individuellen Bereich. Entsprechend eindringlich fordert der platonische Sokrates dazu auf, vor jeder politischen Betätigung zunächst bei sich selbst zu beginnen und seine eigenen Lüste und Begierden beherrschen zu lernen. So nüchtern Aristoteles in seinen gesellschaftspolitischen Analysen oft sein mag, auch für ihn steht es ausser Frage, dass die sittliche Erziehung noch viel wichtiger ist als jeder Vermögensausgleich: «Denn viel eher muss man die Begierden ausgleichen als den Besitz, doch dies ist nicht möglich, wenn die Bürger nicht hinreichend von den Gesetzen erzogen werden.»

So viel scheint klar: Gerade in der gegenwärtigen Phase des Umbruchs und wachsender Orientierungslosigkeit dürfte es besonders lohnend sein, wieder etwas genauer auf das gesellschaftspolitische Denken der Antike zu hören. Trotz der zeitlichen und kulturellen Distanz scheint es bis heute kaum etwas von seinem kritischen Reflexionspotenzial verloren zu haben.

Christoph Riedweg ist Professor für klassische Philologie an der Universität Zürich. Der Text ist die gekürzte Einleitung zum Sammelband «Philosophie für die Polis», der im September im Verlag De Gruyter erscheinen wird.